

Nr. 8. Bromberg, den 25. Januar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von Hans Dominik.

(Nachdrucksrecht bei Ernst Keils Nachfolger [August Scherl] G. m. b. H., Leipzig.)

(22. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Kapitän Fagan gab dem Präsident-Diktator auf dessen Fragen präzisen Bericht.

„Die Hallen eins bis sechzehn sind fertig. Versehen mit Proviant, Brennstoff und Munition. Vier Hallen sind noch im Bau. Die Wohnhallen für das ordentliche Marinepersonal. Die Zuchthäusler sterben wie die Fliegen. Haben auch schlechte Unterkunft in den Verbindungstunnels."

„Der Endtermin ist um drei Wochen überschritten. Wann werden die Wohnhallen fertig beziehbar dastehen?"

Die Stimme des Präsident-Diktators klang scharf und schneidend, als er die Frage stellte.

„In drei Tagen, Herr Präsident."

„Sie bürgen dafür?"

„Ich bürge, Herr Präsident."

„Sind die Verteidigungsanlagen fertig?"

„Sie sind fertig, Herr Präsident. Die Station ist von einem dreifachen Kranz unterseeischer Torpedominensender umgeben. Die akustischen Empfänger sprechen auf jedes Schraubengeräusch unter und über Wasser an. Die Hertzschen Strahler fassen auf zehn Kilometer jedes Ziel und dirigieren die Torpedos zu seiner Vernichtung."

„Wie steht es mit dem Schutz gegen Luftsicht?"

„Seit acht Wochen arbeiten unsere Seefärber. Es war ein glücklicher Gedanke, unsere Station wie einen Tintenfisch mit eigenen Farbdrüsen auszustatten. Das Azoblau, welches die Seefärber Tag und Nacht in gleichmäßigem Strome in die See geben, färbt das Wasser so gleichmäßig, daß die ganze Untiefe vollkommen unsichtbar wird. Auch aus zweitausend Meter Höhe konnten unsere eigenen Flugschiffe die Station nicht finden, wenn die Färber arbeiteten. Wir mußten eine besondere Erkennungsboje auslegen."

Cyrus Stonard hatte sich erhoben. Seine Augen leuchteten wild in fanatischem Glanz, während er den Mann betrachtete, der das Riesenwerk in einem Jahr glücklich zum Abschluß gebracht hatte.

„Kurz und gut, Herr Kapitän! Wann sitzt der letzte Niet? Wann kann die Station in den Krieg eintreten?"

„In drei Tagen, Herr Präsident! In drei Tagen sind die Marinemannschaften in ihren Quartieren, die Sklaven weggeschafft. In drei Tagen leistet die Station alles, was sie zu leisten hat."

„Ich danke Ihnen — — — — Herr Admiral! Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Sie bleiben weiter zu meiner Verfügung."

Cyrus Stonard sprach mit befehlsgewohnten Lippen. Kapitän Fagan errötete. Ein Zittern ging durch seine bis dahin unbewegliche Gestalt. Ein Lob aus dem Munde des Diktators. Ein uneingeschränktes Lob und zugleich die Ernennung zum Admiral. Das war mehr, als er in diesen zwölf Monaten schwerer Arbeit mit Nächten der Verzweiflung und Tagen des Mißmuts zu hoffen gewagt hatte.

Er beugte sich nieder, wollte die Hand des Diktators ergreifen und küssen. Cyrus Stonard wehrte ab.

„Lassen Sie, Herr Admiral! Gehen Sie und dienen Sie mir und dem Lande so weiter, wie Sie bis jetzt gedient haben!"

Mit unsicheren Schritten verließ Admiral Fagan das Kabinett.

In der Mitte des Gemaches blieb Cyrus Stonard stehen und blickte ihm lange Zeit nach. Es zuckte und arbeitete in den aszetischen Zügen des Diktators. Seine Lippen bewegten sich und formten Worte, während ein verächtliches Lächeln sie umspielte.

„Da geht er hin . . . der Eiserne . . . Errötet und zittert wie ein junges Mädchen. Um das eine Wörtchen Admiral . . . Hätte ich ihn hart angefahren, seine Arbeit getadelt, ihn weggejagt, er wäre davongeschlichen . . . hätte kein Wort des Widerspruchs gewagt . . . Eisern . . . pah! . . . so sind sie alle . . . ohne Ausnahme! Nur wenn sie den Herrn fühlen, tun sie, was sie sollen . . . was für das Land nötig ist . . . Kreaturen, die ein Wort von mir erhöht oder in den Staub wirft . . ."

Der Präsident-Diktator kehrte langsam zu seinem Sessel zurück. Weltverachtung sprach aus seinen Zügen. Es waren alles Sklaven. Im Grunde nicht besser als die Fünftausend, die das letzte Jahr auf dem Seegrunde gefrondet hatten.

Ein Gefühl des Überdrusses überkam ihn. Warum sich mühen und plagen, um diese Sklavenherde mit Gewalt den Weg zu ihrem Glück zu führen. Weil . . . weil . . .

Ein Adjutant trat ein. Leutnant Greenslade brachte eine Depesche. Einen Bericht über die Vorgänge in Sayville. Legte sie auf den Tisch und erwartete in dienstlicher Haltung die Befehle des Diktators.

Cyrus Stonard überflog das Blatt. Die rätselhafte Beeinflussung der großen Radiostation in Sayville. Das selbsttätige unhemmbare Arbeiten der Geber. Das Spielen der Schalter. Schließlich die kurze wunderbare Depesche: „An alle! . . . Die Macht warnt vor dem Kriege."

Und wußte in demselben Moment, daß Glossin gelogen hatte! Daß Erik Truwor und die Seinen am Leben und im Besitze der Macht waren!

In diesen Sekunden erlebte der Präsident-Diktator einen jähen und schweren Sturz. Eben noch im Gefühl eines unendlichen Machtbesitzes. Herr der halben und bald der ganzen Erde. Absoluter Gebieter über dreihundert Millionen. Und jetzt von einer unbekannten und unangreifbaren Macht bedroht, in seinen Entschlüssen und Befehlen gehemmt.

Wie eben noch Kapitän Fagan durch wenige Worte des Diktators umgeworfen wurde, so brach Cyrus Stonard über den Inhalt der Depesche zusammen. Er saß vor seinem Tisch, ließ das Haupt auf die Arme sinken und verbarg sein Gesicht. Ein Schluchzen erschütterte den hageren, nur der Arbeit gewidmeten Körper.

Leutnant Greenslade stand in vorschriftsmäßiger Haltung. Sah den Präsident-Diktator die Haltung verlieren und begann um sein Leben zu zittern. Es lebte niemand in den Vereinigten Staaten, der sich rühmen konnte, Cyrus Stonard schwach gesehen zu haben. Leutnant Greenslade hatte nur einen Gedanken.

Wehe, wenn Stonard die Augen wieder aufmacht! Wehe, wenn der Diktator mich sieht! Dann bin ich verloren!

In diesem Augenblick erhob Cyrus Stonard den Kopf. Mit Augen, die abwesend und weltentrückt blickten, schaute er um sich.

„Dr. Glossin soll kommen!“

Leutnant Greenslade übermittelte den Befehl und ging dann mit sich selbst zu Rate, ob er es wagen dürfe, in den Staaten zu bleiben.

Dr. Glossin stand im Kabinett des Präsident-Diktators. Cyrus Stonard erhob sich statuenhaft von seinem Platz. Seine Rechte ergriff die Depesche und ballte sie krampfhaft zusammen. Er sprach kein Wort. Langsam kam er dem Doktor näher, bis er noch drei Schritte von ihm entfernt stand. Dann schleuderte er ihm den Papierball mit jähem Ruck in das Gesicht.

Dr. Glossin machte keine Bewegung, den Wurf abzuwehren. Der Ball traf ihn zwischen die Augen und fiel zu Boden. Der Arzt verlor die letzte Spur von Farbe. Er kannte den Inhalt der Depesche, die ihm Cyrus Stonard eben ins Gesicht geschleudert hatte. Seit zwanzig Minuten wußte er, daß all seine Arbeit während der letzten Wochen vergeblich war. Die einzigen Menschen, die er zu fürchten hatte, waren seinen Nachstellungen entgangen. Waren irgendwo in Sicherheit und ließen ihre Macht spielen.

Er war in diesem Augenblick nicht einmal fähig, die Beleidigung zu empfinden, die in dieser Behandlung lag. Der Papierball wirkte wie eine Flintenkugel. Der von ihr Getroffene empfindet den Schuß nicht als Beleidigung, aber er fällt danach um. Dr. Glossin begann auf seinen Füßen zu wanken, tastete mit den Händen nach einem Halt.

Dem Präsident-Diktator hatte der physische Ausbruch Erleichterung verschafft. Die unmittelbare Wirkung des Schlages, der ihn getroffen hatte, ließ nach. Er begann klarer zu sehen. Sah den Menschen vor sich, der im Begriff stand, umzusinken.

Da ließ er sich selbst wieder in seinem Sessel nieder und winkte dem Doktor.

„Setzen Sie sich! ... Setzen Sie sich! ... Nicht dahin ... hierher! Hier dicht zu mir her ... ja, hier ... Halt, heben Sie das erst auf!“

Er wies mit der Hand auf die zerknüllte Depesche. Er kommandierte den Doktor wie einen Hund, und Dr. Glossin gehorchte wie ein geprügelter Hund. Jetzt saß er auf dem angewiesenen Sessel, dicht neben Cyrus Stonard, und entfaltete ganz mechanisch den Papierball.

„Lesen Sie!“

Dr. Glossin las die Depesche, die er heute schon so oft gelesen hatte.

„Was haben Sie mir gesagt? Und was sagen Sie jetzt?“

Der Arzt war unfähig, eine zusammenhängende Antwort zu geben. Cyrus Stonard sah, daß er ihm die Möglichkeit zur Sammlung geben müsse. So befahl er weiter:

„Geben Sie mir noch einmal einen genauen Bericht über die Vorgänge in Linnais. Nicht gefärbt, absolut genau!“

Dr. Glossin raffte sich zusammen. Er begann zu sprechen und wurde ruhiger, je weiter er in seinem Bericht kam.

„Die Engländer waren zur selben Zeit am Platze wie ich. Als ich den englischen Führer kennen lernte, war ich über seine Naivität erstaunt. Ich wollte ihn zurückrufen lassen, aber die Zeit war zu kurz. Ich hatte keine Möglichkeit mehr, die Expedition zu verhüten ...“

Cyrus Stonard streifte den Arzt mit einem kalten Blick.

„Das kommt davon, wenn die Werkzeuge anfangen, selbst zu denken. Ihnen hatte ich den Befehl gegeben, die drei zu vernichten. Ihnen! ... Nicht den Engländern. Ich habe Ihre Eigenmächtigkeit nach Ihrem ersten Bericht nicht gerügt, weil Sie mir einen Erfolg meldeten. Einverstanden war ich nicht damit.

Warum habe ich Sie zu meinem Werkzeug gewählt? ... Weil ich mir solche bewährte Kraft für manche Geschäfte nicht entgehen lassen durfte. Wenn Ihr Talent nicht ausreicht, drei Menschen vom Erdboden verschwinden zu lassen, wenn Sie dazu die Engländer gebrauchen ... Mann, warum haben Sie die Engländer auf die drei gehetzt, anstatt selbst zu gehen?“

Dr. Glossin stammelte: „... Interesse des Landes ... Rücksicht auf die Neutralen ... diplomatische Schwierigkeiten.“

„Unsinn ... Dummheit ... was geht mich Schweden an? Denken Sie, ich hätte die Möglichkeit, die Neutralität dieses Ländchens zu verletzen, nicht in meinen Kalkül eingezogen?“

Er blickte dem Doktor scharf in die Augen.

„Sie haben Furcht gehabt! Erbärmliche, feige Furcht vor den drei Leuten! Darum wollten Sie den Fuchs spielen. Andere Leute die Kastanien aus dem Feuer holen lassen ... So ist diese ... Gemeinheit zustande gekommen ... Merken Sie wohl auf! Sie stehen von heute ab unter Überwachung. Sie wissen, was das heißt. Der Verdacht einer Verräterei, eines Ungehorsams, und Sie verschwinden. Denken Sie daran, wenn Sie mir jetzt antworten.

Ich wünsche genau Ihre Meinung über diese drei Menschen zu wissen. Ob sie noch am Leben sind ... oder ob diese Depesche etwa von einer anderen Stelle kommt ... Und wenn sie leben, was sind ihre Pläne, wie groß ist ihre Macht, wie weit reicht sie? Werden sie sich in dem kommenden Kampfe auf eine Seite stellen? Überlegen Sie sich genau, bevor Sie antworten. Es geht um Ihren Hals.“

Dr. Glossin wußte, daß der Präsident-Diktator nicht scherzte. Eine unbefriedigende Antwort ... ein Druk auf den Klingelknopf am Schreibtisch, und er erlebte den nächsten Stundenschlag nicht mehr. Er sammelte seine Gedanken und sprach langsam Wort für Wort abwägend:

„Nein! Es ist ausgeschlossen, daß eine dritte Stelle in Betracht kommt. Ich war Augenzeuge der Katastrophe in Linnais, und ich sage doch, es sind die drei, die die Depesche sandten.“

„Wie konnten sie entkommen? Sie mußten doch schließlich fürchten, eines Tages ausgehoben zu werden. Sie konnten sich durch einen unterirdischen Gang sichern, der irgendwo in den Bergen oder am Fluß ins Freie mündet.“

„Ich habe daran gedacht. Aber dann müßte er schon lange bestanden haben. Die drei sind erst seit wenigen Wochen in Linnais. Die Anlage eines Ganges braucht Monate, wenn nicht Jahre. Immerhin bleibt der unterirdische Gang die nächstliegende Erklärung. Es könnte sein, sie hätten ihn mit ihren phänomenalen Hilfsmitteln in dieser kurzen Zeit geschafft ... oder ... sie sind ...“

Dr. Glossin preßte sich mit beiden Händen die Stirn zusammen, als ob ihm der Schädel unter der Gewalt des neuen Gedankens springen wollen. Er schwieg.

Cyrus Stonard trieb ihn zum Weiterreden: „... oder sie sind? Sprechen Sie doch!“

„Oder sie haben unsere Augen geblendet und sind unsichtbar durch unsere Reihen gegangen!“

Cyrus Stonard betrachtete den Doktor zweifelnd.

„... unsichtbar? ... Das wäre der Teufel selbst! ... Sich unsichtbar machen? ... Es geht um Ihren Kopf, Herr Dr. Glossin! Tischen Sie mir keine Märchen auf. Sie werden alt. Ich mußte es Ihnen schon einmal sagen.“

Dr. Glossin sah den Präsident-Diktator ruhig an. Ohne Furcht vor der Gewalt, die jeden Moment sein Leben zerstören konnte. Mit weltabgewandten, weltentrückten Blicken. Dann sprach er. Erst leise und stockend. Dann immer bestimmter und mit erhobener Stimme:

„Was Ihnen Kindermärchen scheint, ist für manchen schon längst Wahrheit und Tatsache. Sie sind der Mann der Realitäten. Der Mann, der seine Politik mit Blut und Eisen macht. Es ist Ihre Stärke, aber ... es wird Ihre Schwäche, wenn Kräfte und Dinge aus einer anderen Sphäre an Sie herantreten. Es gibt Wissende, die über diese Dinge nicht lächeln, sondern ... ich selbst, Naturwissenschaftler, Skeptiker, ich glaube eher, daß sie aufrecht und unsichtbar durch unsere Reihen gegangen sind, als daß sie sich wie die Maulwürfe in einen unterirdischen Gang verkrochen haben.“

Der Präsident-Diktator zerknitterte die Sayville-Depesche mit energischem Griff von neuem.

„Mögen sie gemacht haben, was sie wollen! Ich halte mich an die realen Tatsachen. Die Macht existiert. Sie ruht in den dreien. Sie hat in Sayville angesprochen. Weshalb warnen sie, wenn sie handeln können? Weshalb haben sie dann nicht auch bei der Geschichte vor Sydney eingegriffen und das Gefecht verhindert?“

„Das ist meine Hoffnung. Sie haben es nicht gekonnt. Ihre Macht reicht nicht so weit. Noch nicht so weit. Sonst hätten sie es verhindert. Vorläufig bluffen sie nur. Die Warnung war ein Bluff ...“

„Es geht um den Kopf, Herr Dr. Glossin. Sagen Sie nur, was Sie mit Ihrem Kopf vertreten können.“

„Es ist meine feste Überzeugung, Herr Präsident. In ihrer ganzen Tragweite ist die Erfindung erst im Entstehen begriffen. Nur so finde ich eine Erklärung für das Nichteingreifen in die Affäre vor Sydney. Nur so kann ich es verstehen, daß sie warnen, anstatt zu verbieten. Die Fassung der Depesche ist für mich der unumstößliche Beweis, daß die Entwickelung der Macht irgendwo stockt.“

Der Präsident-Diktator war den Ausführungen Glossins mit wachsender Spannung gefolgt.

„Ich glaube Ihnen. Die Folgerung ist einfach. Den Engländern an den Leib! So schnell wie möglich! An Stellen, die der Macht heute noch noch unerreichbar sind. In Indien ... In Südafrika ... vielleicht ... jedenfalls so schnell wie möglich, denn eines Tages sind sie doch so weit.“

Cyrus Stonard drückte auf den Knopf. Ein Adjutant kam.

„Die Herren vom Kriegsrat! In einer halben Stunde!“

Er sprach wieder zu Dr. Glossin.

„Unsere Pläne müssen geändert werden. Wir wollten England in England schlagen. Jetzt müssen wir es am Äquator versuchen. Das verdanke ich Ihrer Neigung für unkontrollierbare Privatunternehmungen.“

Cyrus Stonard blickte den Arzt an, wie eine Schlange ihr Opfer betrachtet. Mit kaltem, klaren Blick. Lange Se-

kunden bewegten sich die Lider seiner Augen nicht, und Dr. Glossin fühlte das Blut in seinen Adern gefrieren. Dann fuhr der Präsident-Diktator langsam fort:

„Es gibt ein Mittel für Sie, um sich vollständig zu rehabilitieren. Fangen Sie mir die drei! Wenn Sie sie mir lebendig bringen, will ich Sie belohnen, wie noch niemals ein Mensch von einem anderen belohnt worden ist. Wenn Sie sie tot bringen, soll Ihr Lohn noch überreich sein. Alle Machtmittel, die ein Land von dreihundert Millionen bieten kann, stehen Ihnen zur Verfügung. Neutralität ... ich pfeife darauf. Jedes Mittel, jedes Verfahren ist Ihnen erlaubt, wenn es zu dem Ziele führt, die drei in meine Gewalt zu bringen. Denken Sie immer an das Ziel. Seine Erreichung wird unermeßlich belohnt. Mißlingen ist Verrat."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Goethe

ging einst mit Herrn von Stein in den Bergen bei Karlsbad herum und suchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens. — Stein, ungeduldig, trieb nach Hause, der Dichter zögerte aber immer. — Endlich rief Stein ärgerlich: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich dann?" — „Zu den Kalksteinen, mein Bester," erwiderte Goethe, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen sie auf."

Ein unbedeutender Student aus Jena saß einst bei Goethe auf dem Sofa; sie plauderten ganz gewöhnlich von geringen Dingen. — Da tritt ein Fremder ein; Goethe steht auf, geht ihm entgegen, begrüßt ihn und räumt ihm den Platz auf dem Sofa neben dem Musensohne ein, sich selbst auf einem Stuhle niederlassend. Der Student blieb unbeweglich sitzen und tut auch weiter nichts desgleichen. — Da sagte Goethe lächelnd: „Ich muß die Herren doch einander vorstellen. Herr Studiosus Petersen aus Itzehoe; Seine Durchlaucht der Herzog von Weimar."

Beethoven

will einst im Gasthof „Schwan" zu Mittag speisen. Er klopft auf den Tisch nach dem Kellner, der aber nicht kommt. Der Meister klopft abermals und zieht ein Notenheft aus der Tasche, um darin zu notieren. Inzwischen kommt der Kellner und fragt, was gewünscht wird; allein jetzt hört Beethoven nicht, ganz in seine Motive versunken. Der Kellner, der ihn kennt, entfernt sich. Da plötzlich springt er auf, klopft heftig: „Zahlen!" und ist ganz überrascht, als er hört: „Ja, Sie haben ja noch gar nichts bestellt!"

Friedrich der Große.

Die anfängliche Geheimhaltung der wirklichen Marschziele veranlaßte den General von Kalckreuth zu der neugierigen Frage: „Majestät, die Deichsel steht wohl nach Schlesien?" „Kann Er schweigen?" fragte der König. „Unbedingt!" erwiderte rasch der General. „Ich auch," meinte der König lakonisch.

Im Jahre 1781 hatte der König die Kaffeeregie eingeführt. Das Volk war über diese Verteuerung seines Lieblingsgetränkes höchst aufgebracht. Eines Tages ritt der König, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße. Schon von weitem sah er auf dem Werderschen Markte das Volk sich drängen. Er ritt hinzu und findet eine Karikatur seiner selbst angeschlagen, wie er kläglich auf einem Fußschemel hockt, eine Kaffeemühle zwischen den Knien haltend, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!" ruft der König. Ungeheurer Jubel, die Karikatur wird in tausend Fetzen zerrissen, von lauten Hochrufen begleitet reitet der König langsam von dannen.

Walter Scott

saß eines Tages am Schreibtisch und arbeitete. Da trat die Gattin des Dichters in das Arbeitszimmer und rief ärgerlichen Tones:

„Jetzt bekommen die Kinder von mir eine gehörige Tracht Schläge! Denke nur mal an, Walter, was sie wieder angerichtet haben: Sie haben meinen Nähtisch untersucht, alle Kleinigkeiten durcheinander geworfen und die Garnknäule verwirrt! Welch schreckliche Unordnung!"

Da erhob sich Scott, schaute seine Gattin lächelnd an und entgegnete ein wenig spöttisch:

„Dieses Mal, geliebtes Weib, sind unsere Kinder nicht schuld an deinem Kummer! Das Tohuwabohu, das jetzt in deinem Nähtischchen herrscht, habe ich geschaffen, und zwar mit voller Absicht!"

„Wie," rief Frau Scott und schaute ihren Gatten verblüfft an, „die maßlose Verwirrung hättest du angerichtet? Das ist doch wohl nicht möglich! Du willst wohl nur unsere Kinder in Schutz nehmen?"

„Diese Unordnung habe ich angerichtet," erwiderte Scott. „Diese mir sonst fernliegende Tätigkeit entsprang einem inneren Bedürfnis; denn kürzlich hast du meinen Schreibtisch so gut aufgeräumt, daß mir — du weißt, ich bin ein dankbarer Mensch — der Gedanke kam, auch deinen Nähtisch auf ähnliche Weise „in Ordnung zu bringen"!"

*

Die abgedruckten Anekdoten sind dem „Anekdoterich" (Verlag der Freude, Wolfenbüttel) entnommen.

Rheinische Geschichten.

Nacherzählt von Adolf Uzarski.

1.

Ein Herr war in den Rhein gefallen und schrie gellend nach Hilfe.

Der Neeres, der gerade über die Schiffbrücke geschlendert kam, nahm einen von den dort hängenden Rettungsringen und warf ihn dem Ertrinkenden zu. Als der Herr glücklich das Ufer erreichte, fragte der Neeres: „Mein Jott, wat schreien Se denn eso?"

„Ich kann doch nicht schwimmen!"

„Och," sagt der Neeres, „ich kann och nit schwemme, äwer maachen ich deshalb hier so'ne Krach?!"

2.

Drei Pennbrüder stehen am Rhein und stieren stumm und faul ins Wasser.

Ein Fremder kommt vorüber, sieht auch mal hinunter, kann nichts Interessantes entdecken und fragt erstaunt den ersten: „Was tun Sie denn hier?"

„Ich? — Ich dunn nix!"

„Und Sie?" fragt er den zweiten.

„Ich seh' zu!"

„Und Sie?" den dritten.

„Ich helfe denne zwei anderel"

3.

Pitter und Köbes überlegen, wie sie sich zum nahenden Karneval zurechtmachen wollen.

„Hä," sagt Köbes, „Pitter, ich han en fein Idee! — Mr' maache 'ne Kamembert!"

„'Ne Kamembert!?" — Wie denkst 'de dich denn dat?"

„Janz einfach! Mr' drehen uns in Stannijohl un stinken!"

4.

Herr Mickenfett fährt von Köln nach Aachen. Unterwegs kommt der Kontrolleur und Herr Mickenfett kann sein Billet nicht finden.

„Verdammten Dunnerkiel!" flucht er suchend, „der Däuwel weiß, wo ich dat verdammte Biljett jelosse han — — der Däuwel noch, ich han doch — —"

„Wo fahren Sie denn hin?" fragt ein ihm gegenübersitzender Geistlicher.

„Na' Ooche!"

„Wenn Sie aber so weiterfluchen", meint der Geistliche, „kommen Sie nicht nach Aachen, sondern in die Hölle!"

„Hä, dat is mich ejal, ich han'n Retourbiljett!"

5.

Der Kränkels Willi wird schwer erkrankt ins Hospital eingeliefert. Der Chefarzt kommt, untersucht ihn und sagt: „Lieber Mann, mit Ihnen sieht es gefährlich aus! — Sie trinken gewiß Schnaps!?"

„Jern, Här Doktor", freut sich der Kränkels Willi, „wenn Ihr jrad' eine da habt!"

6.

In der untersten Schulklasse prüft ein Schulinspektor die Kinder im Rechnen, läßt sich von ihnen Zahlen nennen, 53, 27, 31, und schreibt sie absichtlich falsch, 35, 72, 13, auf die Wandtafel.

Die Kinder sind verdutzt und sitzen stumm. Nur das Pitterchen zappelt vor Begier, nun auch eine Zahl nennen zu können.

„Nun?" fragt der Herr Schulinspektor.

„Vierundvierzig!" kräht das Pitterchen. „So, du dumm Oos, jetzt schriew dat doch och ens falsch!" —

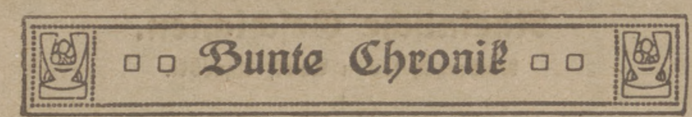
7.

Eine Anzahl Kölner haben einen Ausflug gemacht und kehren spät abends stark angetrunken mit dem Zuge heim. Kurz hinter Euskirchen wird es einem von ihnen schlecht, und unglücklicherweise entlädt sich die ganze Schweinerei auf die Weste eines ihm gegenübersitzenden älteren Herrn, der müde und ebenfalls schwer geladen eingeschlafen ist.

Der Übeltäter weckt jetzt den Herrn und sagt teilnahmsvoll: „Nu sagt ens, Här Nachbar, is et Euch jetz' jet besser?"
Der Herr sieht sich verdutzt und mit aufgerissenen Augen die Bescherung auf seiner Weste an und stottert dann: „Ja, äwer — — ich weiß nit — ich, hm, — ich han doch seit Monate kein' Bohnen mehr jejesse!"

8.

Ein biederes Mädchen vom Lande kommt nach Düsseldorf und will sich zum ersten Mal in ihrem Leben für ihren Hubäht (Hubert) photographieren lassen.
„Schön, schönchen, verehrtes, reizendes Fräulein", scharwenzelt der Photograph, „jewiß, das machen 'mrl — Und was soll es sein, Brust- oder Knieaufnahme?"
„Och, Här Forzejraf", sagt das Mädchen schüchtern, „wenn et möglich wär', hätt ich jern, wenn 'dr Kopp auch met drauf käm!" — —



* **Flüge um die Welt 1924.** Das Flugprogramm des neuen Jahres sieht nicht weniger als acht Flüge um die Welt vor. Zwei dieser Unternehmungen werden von den Vereinigten Staaten vorbereitet, und zwar soll der eine der amerikanischen Weltflüge am 1. April in zwei Doppeldeckern, die zugleich als Land- und Seeflugzeug ausgerüstet sind, von Seattle ausgehen. Die Route umfaßt Kanada, Alaska, die Aleuten-Inseln, Japan, China, Französisch-Indochina, Siam, Birma, Indien, Konstantinopel, England, die Farber-Inseln, Island, Grönland, Labrador, Quebec, Montreal und Washington. Der zweite amerikanische Versuch, der vom Marineministerium ausgeht, soll in einem besonders konstruierten Torpedoflugzeug unternommen werden. Auch die Engländer rüsten sich zu zwei Weltflügen. Der eine, den die beiden Flugoffiziere Maclaren und Flenderleith unternehmen wollen, wird von London ausgehen, ostwärts rund um die Welt über Ägypten, Indien, China, Japan, Kanada, Neufundland, Grönland, Island, nach London zurückführen. Die zweite Unternehmung soll mit einem besonders starken Seeflugzeug ausgeführt werden. Andere Weltflugpläne bestehen in Frankreich, in Italien, in Holland, und man hofft, daß der eine oder der andere Weltflug sicher zum Ziele führen wird.

*

* **Operation in der Hypnose.** In der gynäkologischen Klinik in Moskau wurde, wie der „Ost-Expreß" berichtet, von Prof. Strobanski eine Operation an einer Frau vollzogen, die infolge eines Herzleidens die Narkose durch Chloroform nicht vertragen konnte und daher durch Anwendung von Hypnose in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzt werden mußte. Die Operation ist vollständig geglückt.

*

* **Ein Zahnarzt als albanischer Thronanwärter.** Beim Völkerbund häufen sich die Gesuche von Ehrgeizigen, die sich um den freigewordenen Thron von Albanien bewerben. Auch ein Zahnarzt hat sich beworben und sein Gesuch hat dem albanischen Ministerpräsidenten zu der launigen Bemerkung Anlaß gegeben, daß sich der Bewerber jedenfalls gut auf Goldkronen verstehe. Ein typisches Beispiel für die Harmlosigkeit dieser Anwärter ist der Brief eines Engländers: „Ich bin zwar von väterlicher Seite nicht adlig, kann aber einwandfrei nachweisen, daß der Stammbaum meiner Mutter bis auf Wilhelm den Eroberer zurückreicht. Ich bin über 1,80 Meter groß, und mein Brustumfang beträgt nahezu 100 Zentimeter. Ich habe mich Zeit meines Lebens für alle Fragen, die die Arbeiterklasse betreffen, lebhaft interessiert." — Der Mann hat recht, daß er seinen 100-Zentimeter-Brustumfang hervorhebt. In Albanien ist „Engbrüstigkeit" des Fürsten eine Gefahr für ihn und das Land!

*

* **45 Jahre unschuldig Galeerensträfling.** Eine ausgelassene Abendgesellschaft. Mit Sekt, Musik, schönen Frauen. Unter ihnen der Pariser Apotheker Louis Danval. Feiert den Ablauf des Pariser Witwertrauerjahres. Ist einer der Lustigsten. Schläft schließlich in einer Zimmerecke ein. Als man ihn am Morgen kurz vor dem Aufbruch aus seinem Rausche weckt, springt der junge Mann auf, tanzt allein durchs Zimmer und ruft: „Marie war nicht die erste, die ich vergiftet habe. Fortsetzung folgt!" Eisiges Schweigen. Alles ist entsetzt. Auch die Trunkenen horchen auf. Ist das ein Geständnis? Marie, das schöne Weib des Apothekers, starb tatsächlich damals an einem Herzschlag. Tags darauf sitzt Danval im Pariser Untersuchungsgefängnis. Die Zeitungen sind voll von Einzelheiten über seine Verhaftung. Der Gattenmörder Danval steht wochenlang im Mittelpunkt des französischen Interesses. Der Apotheker leugnet. Er habe die alberne Äußerung nach einem fürchterlichen Traum in vollkommen betrunkenem Zustande gemacht. Außerdem erinnere er sich nicht einmal mehr dieser beiden Sätze. Da alle anderen ebenfalls angeheitert gewesen seien, könne man auf ihre Aussage nichts geben. Vor Gericht weist aber der medizinische Sachverständige nach, daß bei der Obduktion zwei Milligramm Arsen gefunden worden sind. Nun hilft kein Leugnen. Der Schuldig-Spruch wird gefällt. Danval schreit verzweiflungsvoll in den Gerichtssaal: „Mörder!" Dann fällt er in Ohnmacht. Man verurteilt ihn nicht zum Tode. Er wird lebenslänglich als Galeerensträfling nach Neu-Kaledonien verbannt. Das war im Jahre 1879. Vor einigen Wochen beweist der berühmte französische Toxikologe Prof. Arsouval, daß fast jeder menschliche Körper mindestens drei Milligramm Arsen enthält. Danval, der von dieser Entdeckung erfährt, erreicht die Wiederaufnahme seines Prozesses und wird freigesprochen. Seine Schuldlosigkeit an dem Tode seiner Frau wird auf Grund anderer inzwischen bekannt gewordener Umstände festgestellt. Frankreich wird verurteilt, diesem Opfer eines entsetzlichen Justizirrtums 25 000 Frank und alljährlich 12 000 Frank als Entschädigung zu zahlen. Der Apotheker, heute ein Mann von 68 Jahren, kehrt in diesen Tagen nach Paris zurück, das er einst als verzweifelter Dreiundzwanzigjähriger verlassen hatte.

*

* **Die beliebtesten Studienfächer.** Diejenigen Fächer an den deutschen Hochschulen, die die größte Zunahme des Studiums in der letzten Zeit aufweisen, sind Volkswirtschaftslehre und Elektrotechnik. Nach einer Zusammenstellung des im Verlag für Politik und Wirtschaft erscheinenden „statistischen Jahrbuchs für 1923" sank in der Zeit von 1913—1923 das Studium der evangelischen Theologie an den deutschen Universitäten von 3872 Studenten auf 2544 herab; geringer war der Rückgang in der katholischen Theologie, nämlich von 1958 auf 1324. In der medizinischen Fakultät ging die Zahl der Studenten von 13 121 auf 12 476 zurück, in der philologisch-historischen von 13 692 auf 10 426, in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern von 7276 auf 5746. Dagegen steigerte sich die Frequenz bei den Rechts- und Staatswissenschaften von 10 265 auf 22 668 und ging in der Volkswirtschaftslehre sogar von 2212 auf 16 216 hinauf, also um weit mehr als das siebenfache. In ähnlicher Weise hat sich in den technischen Hochschulen die Zahl der Studierenden der Elektrotechnik von 753 auf 3794 erhöht.

*

* **Unfreiwillige Halbnacktvorstellung.** Eine sehr pikante Geschichte ist in dem sonst so ernsten Leipzig — man denke an den Staatsgerichtshof — passiert. Die Gattin eines bekannten Großindustriellen war an einem der letzten Nachmittage zu ihrer Schneiderin gefahren, um dort ein Kleid zu probieren. Nach der Probe zog sie ihren Pelzmantel an und bestieg wieder ihr Automobil, das vor dem Hause gewartet hatte. Während der Heimfahrt hatte die Dame das Bedürfnis nach einem „Schälchen Heißen", und sie beauftragte den Chauffeur, sie zur Konditorei B., dem elegantesten Lokal der Stadt, zu fahren. Kellner und Geschäftsleiter bemühten sich sofort um die elegante Dame und geleiten sie in dem überfüllten Saal zu einem freien Tischchen. Die Dame zieht die Handschuhe ab, läßt sich den Pelzmantel abnehmen und erwidert mit vornehmer Kopfneigung die Grüße einiger bekannter Herren. Auf einmal aber bricht die Gesellschaft in einen Schrei der Überraschung aus. Einige Herren erheben sich von den Sitzen, Gläser und Tassen klirren auf den Tischen. In diesem Augenblick sieht die Dame ihr Bild im Spiegel: die Gestalt nur mit einem kurzen Unterröckchen bekleidet, Arme und Brust entblößt, das Hemd an den Schultern von zwei Bändern gehalten. Der Kellner läßt vor Verblüffung den Pelzmantel fallen, und das Orchester hört vor Entsetzen zu spielen auf. Der Geschäftsführer gewinnt als erster die Fassung wieder, hilft der Unglücklichen in den Pelz und bringt sie mit Hilfe einiger Kellner zum Lokal hinaus. Dort wird ein Automobil angehalten, das die Dame direkt ins Spital führt. Inzwischen hatte die Schneiderin das von ihrer Kundin bei der Probe vergessene Kleid entdeckt, war sofort zum Wohnhaus der Dame geeilt und hatte dort dem Gatten das Kleid überreicht. Verwundert fragte er sich, wo denn seine „Frau im Unterrock" sein könnte. Gatte, Schneiderin und Chauffeur begaben sich dann eiligst ins Spital, wo gerade die Dame den Ärzten, die ihr nicht glauben wollten, das Abenteuer auseinanderzusetzen versuchte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.